

Dilan Canbaz

Schatten einer Fügung

Mein Name ist Xani. Ich kam in den Bergen Südkurdistan, in Choman, auf die Welt. Ich bin 40 Jahre alt, schlank und von mittlerer Größe. Ich habe schwarze Haare, dunkelbraune Augen, keine besonderen Merkmale, sehe eigentlich nur wie ein typischer Kurde aus.

Was ist ein typischer Kurde? Weder meine schlichte Selbstbeschreibung noch meine Frage haben in meinen Augen einen Kommentar verdient. Ich fange deshalb damit an, weil ich überzeugt bin, dass jeder sich auf diese Art seine Vorstellungen von einem Menschen, Fremden bestätigen und folglich befriedigt sein kann. Wahrscheinlich ist das Aussehen wirklich zuerst das Wichtigste für den Verstand. Und weil jede_r sich mit einer Heimat identifiziert, wird niemandem die Freiheit gegönnt, keine zu haben. Hin und wieder, wenn ich danach gefragt werde und die Frage völlig ignoriere, glaubt man trotzdem, ich sei Perser, Türke, Araber, Inder oder sogar Grieche. Keine menschliche Seele will aber diese Wahrheit wissen, dass dir all das nach Jahrzehnten völlig egal ist und dir zuerst einmal die Möglichkeit lassen, dass du es selbst im Gespräch erwähnst. Natürlich will der Mensch gerne sofort klassifizieren. „Eine Tatsache ist jedenfalls beruhigend“, habe ich nicht nur einmal meine Mutter sagen hören, die als Frau beträchtlich an der Gesellschaft zu leiden hatte: „Ein Mensch ist, wenn es Perfektion wirklich gibt, vollständig, hat, ob dieser weiblich oder männlich, hell oder dunkel, dieselben Fähigkeiten wie jeder andere gesunde Mensch auf dieser Erde.“ Wer daran zweifelt, hat zuerst den Glauben an sich und dann an die menschliche Natur verloren. Dies schont mich innerlich vor menschlichen Vorurteilen, die ich ununterbrochen hege.

Mein derzeitiger Beruf ist Deutschtrainer. Ich darf ihn ausüben, obwohl ich selbst nach langer Zeit nicht fehlerfrei Deutsch sprechen und schreiben kann. Wie soll das auch gelingen, wenn ich Hochdeutsch zu bevorzugen versuche, aber selten jemand, was ich auch begreife, je nachdem in welchem Teil des Landes ich bin, auf seine Mundart im Alltag verzichten will. Der Kampf gegen meine Rechtschreibfehler und für die Einhaltung der Regeln, mit denen ich Sätze bilden könnte, wenn es mir auch nicht immer so gelingt, wie ich es mir wünsche, und überhaupt sprechen könnte, ist ohne Ende. Ich muss deshalb immer wieder und wieder in Wörterbüchern nachschlagen, vor allem, wenn ich schlechte Laune habe und meine Konzentration darunter leidet. Es kann dann vorkommen, dass ich Deutsch spreche, aber auf Kurdisch oder Arabisch denke, obwohl mein Arabisch nicht mehr so vorhanden ist wie in meiner Schulzeit. Ich glaube, dass dieses Durcheinander kulturell bedingt ist, aber auch, dass sich meine Gene immer wieder danach sehnen, so zu sein, wie sie vor Jahrzehnten waren. Diese Gedanken sind deshalb gut, sie retten mich stets vor Selbstvorwürfen. Sie lassen mich auch meine Defizite als Bereicherung beider Kulturen betrachten.

Vor ein paar Monaten suchte ich dringend einen Job im Sozialbereich und kam nur durch Zufall zu einem Integrationsprojekt. Es handelte sich dabei um eine Bildungsmaßnahme für minderjährige Flüchtlinge ohne Bescheid. Ich freute mich darauf, mit Jugendlichen zu arbeiten,

zugleich war ich schon im Gedanken daran überfordert und teilweise mitgenommen. Aber die Erkenntnis, dass dieses Projekt im Falle einer richtigen Umsetzung von großem Nutzen für die Jugendlichen sein könnte, ermutigte mich. Ich wollte den Job trotzdem nicht unter jeder Bedingung machen. Ich nahm mir vor aufzuhören, falls mein Tun die Schüler nicht erreichen würde.

Als ich erstmals den Kursraum betrat, blickten mich lauter neugierige Augen an. Alle wollten schnell jede Einzelheit über mich erfahren. Weil ihnen meine Herkunft – oder besser gesagt mein kulturelles Verständnis für viele ihrer Probleme – vielleicht Vorteile hätte bringen können, war dieses Thema das wichtigste für sie. Die Teilnehmer waren aus verschiedenen Nationen: aus Afghanistan, Syrien, afrikanischen Ländern, aus dem Irak und der Türkei. Alle waren beeindruckend. Ein Junge mit trostlosen Augen fiel mir besonders durch sein verschämtes Verhalten auf. Sein Charisma und seine Neugier waren trotz der anerzogenen Gehemmtheit sichtbar. Shahins Lächeln war freundlich, verbarg jedoch Angst und Kummer und verriet mir ein starkes Bedürfnis nach Mitgefühl und Geborgenheit. Darüber hinaus war er der Kleinste, Zarteste und Lebhafteste in der Gruppe.

Shahin war Analphabet, hatte seine Heimat Afghanistan mit fünfzehn verlassen. Die Schule war für ihn zuvor ein unbekanntes Feld gewesen – er hatte nie eine richtige besucht, hatte nur ein paar karge Jahre in der Koranschule verbracht, mit vielen ungunstigen Erlebnissen, die auch eine große Abneigung gegen jede Form von Schule bei ihm bewirkt hatten. Er war außerdem als Kind sehr streng im islamischen Glauben erzogen worden. Dann hatte er sich auf die Flucht nach Europa begeben. Mit sechzehn hatte er Österreich erreicht, in der Hoffnung, bald eine Stütze für seine vierköpfige Familie in Afghanistan sein zu können. Das war auch der Hauptgrund, warum er sich dem Verlassen der Heimat willig gefügt hatte.

Alle Schüler hatten beim Lesen und Schreiben große Schwierigkeiten, trotzdem war jeder bemüht, das Ausmaß seiner wirklichen Schwächen zu verbergen. Kaum hatte ein Schüler angefangen, zu lesen oder etwas an die Tafel zu schreiben, lachten ihn die anderen aus. Deshalb war der Weg zur Tafel wie der Weg zur Hölle, keiner wagte diesen Versuch gerne. Das Gefühl auf dem Weg zur Tafel kannte ich durch meine Herkunft gut. Dieses war meistens verknüpft gewesen mit der Angst, Fehler zu machen, anschließend gedemütigt, belächelt zu werden. Wir hatten in unserer Kultur nirgends gelernt, dass der gute wie auch der schlechte Schüler nicht fehlerfrei war. Nach diesem Maßstab der Fehlerlosigkeit wurden wir in der Klasse und in der Gesellschaft eingeteilt.

Shahins Problem war noch größer, er konnte den Kugelschreiber nicht richtig halten. Für ihn war das Schreiben jedes Mal wie ein Kampf, vor allem, wenn er etwas sofort notieren musste. Ich merkte bald, wie er es hasste, er hatte aber gleichzeitig keine andere Wahl. Dabei wurde er einmal ganz rot, ein andermal gelb und jedes Mal verschwitzt im Gesicht. Er schämte sich dafür, er war verlegen, jedoch sehr darauf bedacht, sich das alles nicht anmerken zu lassen. Da er bereits einige Monate in Österreich war, sprach er ein bisschen Deutsch, er konnte auch einiges verstehen. Einmal begab ich mich in der Pause nach einer solchen Situation zu ihm. Als ich ihn in meinem gebrochenen Persisch fragte, ob er Schwierigkeiten beim Schreiben habe, sagte er verlegen: „Ich war noch nie in der Schule, meine Familie konnte sich das nicht leisten.“

Er hatte schon als Kind für die Familie sorgen müssen. Er erzählte auch erstmals von seinem Koranlehrer, dass dieser keine schönen Erinnerungen in ihm hervorrief. Da die anderen aus Neugier zu uns stießen, war unser Gespräch schnell zu Ende. Ich nahm mir vor, mit ihm und allen anderen Kursteilnehmern so oft wie möglich einzeln zu sprechen. Ich wollte Vertrauen zwischen mir und der Gruppe schaffen, damit wir ohne Hemmungen über ihre Probleme und Schwächen reden können würden. Es gab eine kulturelle Gemeinsamkeit zwischen uns, deren moralischen Teil ich wie die Pest verachtete und den ich auf keinen Fall zwischen uns stehen lassen wollte. Das war der Nachteil meines Lehrer-Daseins – ich wollte kein Gott sein. Für die meisten Schüler war ich nicht nur der Basisbildner, sondern auch der Lehrer, der in der islamischen Welt oft einen autoritativen Stellenwert hat. Ich wusste gleich, dass ich im Rahmen dieser moralischen Trennung und dem dazugehörigen Respekt keine trefflichen Ziele in der Gruppe erreichen könnte. Ich wollte das ändern. Das war aber ausschließlich mein Problem.

Schon in der ersten Woche merkte ich, vor welcher Herausforderung ich mit meiner neuen Tätigkeit stand. Die Kursteilnehmer wollten, außer Deutsch zu lernen, insbesondere eine Bestätigung haben, in der Hoffnung, dass diese eine positive Wirkung auf ihren Asylantrag haben würde. Wir Basisbildner_innen wollten möglichst alles richtig vermitteln, unserer Aufgabe gerecht werden, um nicht mit einem schlechten Gewissen ins Bett zu gehen, aber das Wichtigste war für uns, dass wir unseren Job für die Zukunft absicherten. Da die Jugendlichen andere Interessen hatten, als täglich nur den Deutsch-Kurs zu besuchen, packten wir, um sie zu motivieren, stets das Argument aus, welches großen Einfluss ihre regelmäßige Anwesenheit auf den Bescheid hätte. Das taten wir insbesondere dann, wenn sie hoffnungslos, missgestimmt waren.

Insgeheim fand ich das alles lächerlich. Mal für Mal wollte mein wahres Ich ausbrechen, laut schreien: „Scheiß drauf und genießt endlich euer Dasein.“ Gleichzeitig wusste ich, dass sie ohne Integration gar keine Möglichkeit haben würden, in der Menge Fuß zu fassen. Unterdessen wurde uns allen bald empfohlen, an einer berufsbegleitenden Weiterbildung für Basisbildner_innen teilzunehmen. Da dies die Voraussetzung für meine weitere Anstellung war und meinen Schülern zugutekommen würde, machte ich wie alle anderen mit. Da meine Klasse mehr als zehn Teilnehmer hatte, war ich zwei- bis dreimal in der Woche in Begleitung einer Kollegin. Lina freute sich, dass sie endlich einen männlichen Mitstreiter hatte.

Allein war sie in jeder Gruppe überfordert. Sie meinte, sie würden nicht auf sie hören. Als junge attraktive Frau hatte sie es nicht leicht. Die Schüler liebten Lina als Frau, sie war reizend, gewiss wie eine Göttin in ihrer Fantasiewelt. Aber einige konnten aus kulturellen Gründen schwer akzeptieren, von einer Frau angeleitet zu werden. Lina konnte das nicht verstehen, ich jedoch schon. Ich versuchte ihr zu erklären, wie das ist, von einer Gesellschaft beeinflusst zu sein, in der das weibliche Geschlecht von vielen als zweitklassig, schwach betrachtet wird und Frauen dann plötzlich als gleichberechtigt begrüßen zu müssen. Wie schwer es ist, dieser moralisch verwurzelten Einstellung mit einem Mal den Rücken zu kehren. Ein paar Schüler waren richtige Provinzler, hatten ihr ganzes Leben nur auf Feldern verbracht, fast nie wirklich mit einer Frau gesprochen und außer ihrer Mutter keine andere genau, ohne Scheu angeschaut. Lina hatte natürlich recht, dies nicht zu begreifen. Es war offensichtlich, dass sie zuvor keine Berührung

mit einer solchen Kultur gehabt hatte. Ich erfasste die Situation. Ich war ebenso ein Teil dieser Kultur, die sie nicht kannte.

Einmal meinte Lina in der Mittagspause: „Du hast es aber doch geschafft. Du bist integriert.“ Ich zögerte und wusste nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Lachend meinte ich: „Ja, man könnte es auch Integration nennen...“ Sie spürte, dass ich ihre Aussage nicht als Lob aufgefasst hatte und meine Reaktion darauf unehrlich war. Ich wusste aber nicht, ob sie mir meine persönliche Meinung über dieses Konzept abnehmen würde. Ich war inzwischen jeder Erklärung müde geworden, hatte keine Lust mehr auf Wortgefechte. Ich war nicht gegen irgendeine Integration, sondern für eine gegenseitige Akzeptanz der Kulturen und deren friedliches Nebeneinander ohne Vorbehalt. Ich fuhr trotzdem fort, sagte ungläubig als Wiedergutmachung: „...oder Bildung.“

Ich ging hierauf kurz in mich, ich wollte mich wieder an diese wahrhaftige Bildung erinnern, an die ich eigentlich stets geglaubt hatte, an die, die kein Konzept hat und die Einheit von Geist und Körper ermöglicht. Die Rede war hier nicht von jener Relativität, die man als Basisinformation in der Schule oder auch nachher in einer Ausbildung erlangt. Ich meine die Art von Bildung, die durch eine Reihe von Einsichten und Weisheiten entsteht und die die Zusammenhänge der Dinge ohne Vorurteile erkennen lässt. Eine solche Art von Wissen ist gewiss das beste Werkzeug, um jeder Ignoranz, auch jene gegenüber einer anderen Kultur, entgegenzuwirken. Manche, viele, werden jedoch aus Mangel an einer derartigen Bildung nie die Freiheit von der moralischen Fessel erlangen, können diese überhaupt nicht erkennen, schon gar nicht als solche akzeptieren. Ich erkannte täglich die Wichtigkeit meiner idealen Art von Bildung.

Ich war wie üblich ins Philosophieren vertieft. Ich blieb stumm. Meine Betrachtungsweise wird mir doch niemand so abnehmen.

„Was ist nun wichtiger – Bildung oder Integration?“, fragte Lina beharrlich.

„Muss man wirklich zwischen beiden unterscheiden? Ich sehe beide Konzepte ohnehin nur als Worte, überflüssig. Man könnte eigentlich aus all diesen Begriffen einen Hauptbegriff machen, und wir hätten alle etwas davon und könnten einander vielleicht besser verstehen. Am Ende ist es dann egal, ob das oder dies wichtiger ist, es zählt doch nur, dass die Menschen endlich Ruhe geben und zufrieden sind. Wir nehmen nun beide Begriffe und nennen sie ab sofort Integration. Wir könnten stattdessen auch das Wort Freiheit dafür wählen. Es fühlt sich zumindest nicht so streng an und geht besser über die Lippen. Was hältst du davon?“

Lina stammelte: „Ja. Das finde ich sogar sehr gut. Ich bin ganz deiner Meinung, Xani. Ich begreife einiges in dem Zusammenhang nicht und warum man überhaupt so viele Regeln und Vorschriften für das Dableiben benötigt. Wenn das Zusammenleben funktioniert, wird sich der Rest gewiss leicht finden. Ohne Zweifel kann man die Sprache miteinander schneller lernen und auch die Kulturen voneinander besser kennenlernen. Vielleicht sollte man sich lieber darauf konzentrieren, als ständig Hindernisse und neue Begriffe für das Zusammensein zu erfinden, die umstritten sind und nichts bewirken können, als die Menschen noch mehr voneinander zu

entfernen. Seitdem ich hier arbeite, kann ich vieles klarer sehen, habe bewusst weniger Vorurteile und weiß endlich, dass wir Menschen uns gegenseitig brauchen.“

Die Stunde fing an. Ich meinte jedoch: „Vorurteil ist das größte Hindernis der Menschheit, um ein Mitgefühl, das keinen Unterschied zwischen Feind und Freund macht, zu erlangen und Leiden zu überwinden.“

Um im Unterricht voranzukommen, wollte ich von jedem hören, was er mit dem Kurs bezweckte, was er bisher in seiner Heimat gemacht hatte. Jeder hatte eine interessante Lebensgeschichte. Shahins Geschichte beeindruckte mich am meisten. Sobald wir allein waren, tischte er mir alles auf, so als ob er schon ewig darauf gewartet hätte, endlich mit jemandem über seine Vorgeschichte, seine Leiden sprechen zu können. Ich war überrascht. Im Unterricht war er gewiss nicht der Leiseste, aber als wir allein, hinter einer geschlossenen Tür waren, war er wie ein gezähmtes Tier, das alles machen wollte, was sein Besitzer von ihm verlangte. Shahin erklärte mir, warum er Angst vor der Schule hatte und wie sehr er darunter litt, das hier machen zu müssen. Er erzählte wieder von den Erfahrungen mit seinem Koranlehrer, wie ihn dieser einst in irrsinniger Wut zu Boden gestoßen und dann rasend auf ihn eingetreten hatte, und das alles nur, weil er ein Wort aus dem Koran ein paarmal nicht so, wie dieser es gewünscht hatte, wiederholt hatte. „Er war kein richtiger Lehrer, wollte nicht glauben, dass ich fast nicht lesen konnte“ fügte er hinzu.

Shahin wusste, dass er ohne die deutsche Sprache nicht weiterkommen würde. Er erzählte, wie bemüht er daher war, das Lesen und Schreiben schnell zu lernen. Es war stark zu spüren, wie sehr sich alle im Kurs nach innerer Sicherheit, Zuwendung und Zugehörigkeit sehnten. Ich wollte ihnen am liebsten gleich all ihre Wünsche erfüllen. Ich wusste aber, dass ich kein Gott war. Wir waren jetzt ein Team.

Neben Shahin brauchte auch Asadulla zusätzliche Unterstützung. Zu zweit mit Lina war das möglich, allein war ich überfordert. Asadulla war achtzehn Jahre alt. Er war auch Afghane, war aber auf der Flucht an der Grenze in einem iranischen Flüchtlingscamp geboren worden. Er sprach außer Dari auch Persisch und ein bisschen Kurdisch und verstand viel auf Deutsch. Er war groß und stämmig. Äußerlich stellte Asadulla den harten Kerl zur Schau, innerlich war er jedoch sehr weich. Er lachte nie, war überaus bemüht, sich Gefühlsregungen nicht anmerken lassen. Wenn er dies doch tat, wurde er rot im Gesicht. Er dachte, er würde als der Älteste in der Gruppe dadurch an Respekt verlieren und nicht mehr ernst genommen. Er sagte ständig, der Kurs sei für ihn nur ein Zeitvertreib, er brauche ihn nicht. Was sollte er ohne Papiere mit dem Kurs anfangen? Gereizt, ohne irgendeine Aussicht, meinte er auch: „Ich kann nichts dafür, dass mein Schicksal der Krieg war, den ich nicht zu verantworten hatte, in den aber vielleicht jede politische Macht von Westen nach Osten involviert war.“ Anfangs, wenn er im Kurs nicht mitarbeiten und sich beim Lesen vor den anderen nicht in Verlegenheit bringen lassen wollte, packte er stets dieses Argument aus. Allein war er ein ganz anderer Mensch, sehr sanft.

Als Shahin mich einmal unbedingt zur Bushaltestelle begleiten wollte, sagte er rot vor Scham: „Ich habe zwar nicht gelernt, wie man schreibt und liest, jedoch wie man sich verteidigt, versteckt, sich vor dem Feind schützt, was in meiner Kindheit notwendiger war als Lesen, Schreiben und die Schule. Ich und auch niemand in meiner Familie wusste, wozu Bildung

überhaupt dienen soll. Sie hat nur dort Wirkung, wo sie auch anerkannt wird, aber nicht in meinem Land, in dem nur das Überleben zählt, wo Geld und Macht den höchsten Stellenwert haben und Waffen viel nützlicher sind als jede Bildung, in dem keine Schule der Welt helfen würde, der Armut und dem Elend zu entkommen.“ Ich war vor Begeisterung über seine Aussagen außer mir. Ich sah, dass er sich mehr Gedanken über die Realität machte als ich mit meinen 40 Jahren. Seine Erfahrungen waren nicht die eines durchschnittlichen 16-Jährigen, und dass er seine Gedanken trotz sprachlicher Schwierigkeiten so gut vermitteln konnte, überraschte mich jedes Mal. Ich stand da und konnte nur über mich lachen.

Diese vorsichtigen Annäherungen schafften eine gewisse Vertrauensbasis, eine Ebene, auf der wir uns gegenseitig von Nutzen sein konnten, ohne wirklich eine tiefe Freundschaft einzugehen.

Eine Freundschaft hätte auch nicht funktioniert. Die Kursteilnehmer wollten mehr die fehlende Vaterfigur als einen Freund. Dies wollte ich wiederum nicht für sie sein. Es war mir ein Anliegen, ihnen kein Vorbild zu sein, sie nicht mit meinen Komplexen, Meinungen und Ängsten zu beeinflussen. Ich hielt gar nichts von moralischem Respekt, der in mir selbst einiges ruiniert hatte. Ich war für Selbstentfaltung, Einklang. Ich nahm mir vor, mit ihnen Regeln aufzustellen: Ich wollte ihre Wünsche berücksichtigen, im Gegenzug sollten sie meine akzeptieren. Ich verlangte Ruhe während des Unterrichts und Mitarbeit. Sie forderten Geduld, Zeit, kulturelles Verständnis. Eine sehr wichtige Regel war: Niemand durfte den anderen auslachen, egal, welchen Fehler er auch machte. Ich sollte Praxis und Theorie bestmöglich miteinander verknüpfen, das hieß, mehr Deutsch mit ihnen sprechen, nicht nur frontal unterrichten. Die letzte Bestimmung war, dass jeder die Freiheit hatte, sich so zu benehmen, wie er wollte, solange der Kurs nicht gestört wurde.

Die Heterogenität der Gruppe forderte mich tagtäglich heraus. Ich merkte jedoch, wie es sie motivierte, wenn sie einmal ohne Fehler lasen und im Kurs mitmachen konnten. Sie wollten dann mehr, ich konnte ebenfalls nicht aufhören, ich wollte meine Reserven ausschöpfen, sie wollten besser werden, sich ihre Träume erfüllen. Dadurch waren diese Kriegskinder unbezwingbar.

Shahin bekam auf eigenen Wunsch hin Hausübungen. Ich war stets begeistert, wie wenig Fehler er mit der Zeit machte. Allmählich konnte er auch besser lesen und den Kugelschreiber endlich so halten, dass er gut schreiben konnte. Asadulla nahm nunmehr auch gerne am Unterricht teil, er traute sich bald, in der Gruppe zu lesen. Das spornte ihn zusätzlich an. Einmal kam er in der Pause zu mir und zeigte stolz das Foto seiner Freundin.

An manchen Tagen waren wir so aufeinander eingestimmt, dass wir die Strenge des Unterrichts nicht mehr verspürten. Nicht nur sie waren motiviert, sondern auch Lina und ich. Man sah, wie die Schüler sich unter dem Einfluss dieses Gleichtakts neu ordneten.

Solange sie kein großes Problem, keine Angst vor der Abschiebung und Aussichten hatten, konnten wir Fortschritte erzielen. Aber kaum hatte ein Teilnehmer einen negativen Bescheid erhalten oder man hörte, dass die Afghanen abgeschoben werden sollen, herrschte eine düstere Stimmung. Ohne Träume waren sie zerbrechlich. Die Schüler sahen dann keinen Sinn mehr darin, Deutsch zu lernen. Mit ihrem Missklang steckten sie auch uns Ausbilder an. Wir

versuchten, sie aufzubauen, was sehr viel Mühe und Kraft erforderte. Deshalb war ich an manchen Tagen selbst auf Hilfe angewiesen, die ich nicht bekam. Zuweilen betrat ich Klassen, in denen nur ein paar Schüler dasaßen, denen es nur um die Anwesenheitsliste und das Zertifikat ging, das ihnen vielleicht doch noch etwas brächte. Diese Tage waren mühsam, aber auch schnell vorüber.

Ich arbeitete hauptsächlich mit Bildern. Die Körpersprache war ebenfalls ein wichtiges Material, um manche Aktionen zu erklären. Alle Flächen, Farben, Gegenstände der Klasse wurden benannt. Diese Methode bot Anlass zum Gespräch, wir diskutierten bald über viele andere Situationen im Alltag, übten Gespräche an der Bushaltestelle, am Bahnhof, im Kaufhaus, zu Hause. Es wurde gelacht, laut geredet. Das Mitwirken der Schüler machte sie selbstbewusster, es gab ihnen Vertrauen in ihre Fähigkeiten. Diese indirekte Form der Ermächtigung bewahrte die Kursteilnehmer vor der gefürchteten Unlust.

Desto mehr Lina sich um Shahin kümmerte, umso mehr bewunderte er sie. Sie war zwar um acht Jahre älter und in einer Partnerschaft, an seinen Blicken war dennoch zu merken, dass er jede Menge Absichten hatte. Gewiss spürte sie das. Sie genoss es auch irgendwie. Shahin war einfach liebenswert.

Durch die Fortbildung erkannte ich, dass es keine richtige und falsche Art von Unterrichtsmethoden gibt. Ich entdeckte auch ein paar Grundelemente, die dazu beitragen konnten, Wissen so vermitteln zu können, dass jeder Teilnehmer etwas davon hatte. Dazu gehörten Mitgefühl, wechselseitiger Wille, Harmonie sowie kulturelle Rücksichtnahme vonseiten uns Vortragenden. Unter diesen Voraussetzungen wäre jeder aus meiner Sicht in der Lage, zu unterrichten.

Ein paar Monate später konnten die Schüler all ihre Kleidungsstücke und Gegenstände im Raum und im Hof benennen. Shahin gewann mehr und mehr Geschmack am Lernen, bereitete sich sogar auf den A1-Test vor. Er besuchte außerdem zweimal in der Woche Mathe und EDV in der Basisbildung. Er wusste inzwischen ein wenig über die österreichische Geografie und Geschichte Bescheid, er war richtig beschäftigt. Seine Labilität war aber häufig ein großes Hindernis. Er war in großer Sorge um seine mittellose Familie befangen. Er wollte sie finanziell unterstützen, da er aber nicht arbeiten durfte, konnte er seine Pflicht als einziger Sohn nicht erfüllen. Das machte ihn stets traurig, apathisch. Sein Antrag auf Asyl war beim ersten Mal abgelehnt worden. Er wartete nun auf den zweiten Durchgang. Er erzählte, dass die Familie für seinen Aufenthalt in Österreich viele Schulden hätte aufnehmen müssen. Der Gedanke daran quälte ihn. In solch einem verstimmten Zustand ließ seine Motivation rasend nach. Sein Ziel war dann allein, Geld zu verdienen und die Schulden zu begleichen.

Immer wieder überraschten die Schüler mich mit ihrer Neugier. Sie waren verwundert, als ich ihnen sagte, dass ich weder eine eigene Familie noch Kinder hätte. Nach den Regeln unserer Kultur war ich alt genug dafür. Alkohol war auch jedes Mal ein begehrtes Thema, ich merkte bald, dass fast alle heimlich einen ersten Kontakt damit gehabt hatten. Aber niemand gab es zu, sie bezeichneten das Trinken weiterhin als *haram*, Sünde. Sie waren erleichtert, als ich über meinen Alkoholkonsum sprach. Als wir einmal offen über Sex redeten, blühten sie auf vor Freude. Sie wollten von mir wissen, ob ich mal im Laufhaus, im Puff gewesen sei. Da wusste

ich wirklich nicht, was ich sagen sollte, ich war ein paar Mal aus Neugier in solchen Lokalitäten gewesen.

Sie waren bei solchen Themen nicht nur neugierig, sondern es ging ihnen auch darum, die deutsche Sprache richtig anzuwenden. Wenn ich merkte, dass wir nach mühsamen Stunden nicht weiterkamen, fingen wir mit solchen zwanglosen Unterhaltungen an. Wir hatten Spaß und lernten spielerisch weiter. Es wurde viel gelacht. Asadullah verstand endlich, dass das Lachen nicht an seiner Würde kratzte. Dadurch kam sein strahlendes, freundliches Gesicht zum Vorschein.

Bestimmt fiel ich bei den Schülern mehr oder weniger durch meine Offenheit auf, sie dachten wohl, ich sei komisch, sonderbar und vielleicht sogar pervers. Sie fragten sich sicherlich, was mit mir los war, warum ich gar keine Hemmungen hatte. Mir war das recht, für mich verdiente jede Frage eine Antwort, keine war Tabu. Ich wollte möglichst so lange frei sein und vor allem weit weg von dem Vorbild, das sie leider von mir erwarteten, das ich mit meinen kritischen Einstellungen dazu nur mit Mühe sein konnte und freiwillig auf keinen Fall sein wollte. Da Fehler in der Gruppe erlaubt waren, gönnte ich mir auch welche. Ich schämte mich nicht mehr, wenn ich nach einem anstrengenden Unterrichtstag ein Wort falsch an die Tafel schrieb oder etwas vergaß. Gerne hätte ich ihnen mehr vom geheimen Teil, in dem meine Schwächen nisteten, gezeigt. So frei, wie ich mich gern gehabt hätte, war ich aber doch nie.

Im Schulhof meinte Shahin: „Ich möchte gern österreichische Freunde finden, mit ihnen Deutsch sprechen, ihre Kultur besser kennenlernen. Und nachdem ich den positiven Bescheid bekommen habe, will ich eine Lehre als Tischler angehen und viel Geld verdienen. Ich werde dann heiraten und viele Kinder machen.“ In seinem Kopf war die Zukunft bereits vorgezeichnet, was ihn vollends motivierte. Und ich merkte bei jedem Gespräch, wie sehr er sich nach Liebe und weiblichem Kontakt sehnte. Da Lina die einzige Frau in seiner Nähe war, wurde sie schnell die weibliche Gottheit in seiner Welt. Jeder konnte sehen, wie sehr er sie beehrte.

Die Schüler wuchsen mir ganz nah ans Herz. Ich genoss ihre Anwesenheit, vor allem, wenn sie in der Lage waren, ihre wahren, kindlichen Gesichter hinter den vom Krieg gezeichneten Antlitzern zu zeigen, die ein Ergebnis der Grausamkeiten der gesamten Menschheit als Zuschauer und Verursacher waren. Dahinter konnte man ihre offene, sonnige und ehrliche Art sehen. Sie waren für mich richtige Helden, denn sie waren trotz allem bereit, diese Menschheit, diese Welt zu umarmen, und um zu überleben, waren sie willens, das Beste aus ihrer Notlage herauszuholen. Wenn sie manchmal jammerten, konnte ich sie auch verstehen. Jeden Tag lernte ich von ihnen.

Mit Ach und Krach kam ich zum sechsten und vorletzten Modul meiner Fortbildung, die ich nebenbei absolvierte. Die Referent_innen waren teils ohne jedes Gespür, sie taten nur ihre Pflicht, es war nicht akzeptabel. Manche von ihnen waren zumindest gut vorbereitet und engagiert, diese waren leichter auszuhalten. Während dieser Stunden erkannte ich, dass, egal, wie erfahren, wissend Lehrende sind, der Unterricht zur Folter wird, wenn sie nicht seelisch und geistig bei der Sache sind. Zumindest in dieser Hinsicht war die Fortbildung lehrreich für mich.

Ich war gewiss nicht der beste Trainer, das konnte ich auch unter den Voraussetzungen dieses Systems gar nicht werden. Ich schaffte es jedoch, meinen Arbeitsplatz so gut wie immer mit reinem Gewissen zu verlassen. Mir war es wichtig, meine innere Ordnung zu bewahren, um eine äußere ermöglichen zu können. Ich kannte meine körperlichen und psychischen Kapazitäten gut, deshalb wollte ich auch nicht mehr als 30 Wochenstunden arbeiten. Mir war klar, ich konnte nur in diesem Ausmaß produktiv sein. Letztendlich wollte ich auch meine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen, so wie es manche Kolleg_innen taten. Abgesehen davon, dass die Schüler_innen dann unter ihren kläglichen Leistungen zu leiden hatten, verloren sie sich selbst dadurch.

Als ich einmal in der Schule zu Mittag aß, kam unerwartet Shahin zu mir. Er fragte bestürzt, ob es stimme, dass viele Österreicher_innen, Europäer_innen die Ausländer_innen nicht mögen und große Angst vor ihnen haben. Er sagte, nicht ohne Zweifel: „Ich habe auch gehört, dass einige Leute sogar glauben, dass die meisten Ausländer Drogendealer sind und dass manche sogar die Straßenseite wechseln, wenn ihnen ein Ausländer entgegenkommt.“ Ich konnte seine Frage nicht mit „Nein“ beantworten, war aber gleichzeitig bemüht, ihn nicht zu erschrecken. Ich sagte, es gebe überall Rassist_innen, Hassprediger_innen, Angstmacher_innen, auch hier. Man solle die Kunst beherrschen, sein Leben nicht von ihnen beeinflussen zu lassen. Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann hinzu: „Schade, ich dachte wirklich, in einem westlichen Land, wo Liebe, Menschenrechte, Gleichstellung, Bildung, Demokratie hochgeachtet werden, haben Wörter wie Hass, Angst keinen Platz. Aber anscheinend gibt es hier auch genug ahnungslose Menschen, die sich von unbegründeten Ängsten ergreifen lassen.“ Ich ließ ihm die Freiheit, seine Frage selbst zu beantworten. Ich hatte Rassismus nie in dem Ausmaß gespürt wie einige meiner Bekannten, die mir immer wieder davon berichteten. Mein Gedankengang zu diesem Thema war anders, mein ganz eigener. Ich betrachtete Rassismus als psychische Krankheit, die sich entlang der Menschheitsgeschichte in uns herausgebildet hat. Ein wacher Intellekt würde sicherlich schnell reagieren, um nicht lange unter dieser Krankheit zu leiden. Ich fasste Rassismus nicht als mein persönliches Problem auf. Aber in der Hinsicht, dass die Menschheit dadurch unglücklich wurde und in weiterer Folge die Harmonie fehlte, betrachtete ich ihn dann doch als meines.

Lina hatte sich das Bein gebrochen, sie wurde für längere Zeit krankgeschrieben. Ich musste meine mit Tinkas Gruppe zusammenlegen. Tinka hatte nur vier Schüler_innen. Sie war freundlich, schlank, sehr hübsch. Von ihr ging eine warme Ausstrahlung aus, die mich jedes Mal erneut fesselte. Sie war aus Polen, Mutter von zwei Kindern, glücklich vergeben. Ich freute mich über die Zusammenarbeit. Bald entdeckte ich, dass sie sehr kompetent und erfahren war. Sie machte zwar auch beim Sprechen Fehler, worauf ich mich anfänglich konzentrierte, aber ich spürte ihre Besonderheit. Wir übernahmen den Kurs abwechselnd. Es war nicht zu übersehen, wie sehr sie sich geistig und körperlich engagierte. Während der ersten zwei Stunden beeindruckte mich vor allem ihr Humor. Sie bemühte sich stets um gegenseitige Produktivität.

Dies veranlasste die Schüler_innen zur Aufmerksamkeit. Wenn manche doch nicht mitmachen wollten, versuchte sie, sie mit ihrer sanften Stimme und ihrem Witz dennoch in den Unterricht zu integrieren. Das gelang ihr erstaunlicherweise fast immer. Falls es einmal nicht funktionierte, sorgte sie für Abwechslung. Einmal, es war der erste Tag des Fastenmonats Ramadan, waren

die Schüler_innen überhaupt nicht willig. Weil dessen Beginn genauso wie dessen Ende gefeiert wird, hatten sie kaum geschlafen. Als sie dies merkte, schlug sie vor, im Freien etwas zu unternehmen. Wir gingen mit allen in den Hof. Zuerst wollte niemand mitmachen, mit ihrer verständnisvollen, freundlichen Art, die dennoch Grenzen setzte, schaffte sie es aber, selbst die Unwilligen einzubinden. Das erste Spiel war zum Entspannen, bald kam der Unterricht, ohne dass die Schüler es merkten. An diesem Tag war ich auch ein Schüler, ich konnte viel mitnehmen und begriff, dass ich jede Menge von Tinka lernen konnte. Shahin war wegen Lina sehr traurig, fragte ununterbrochen nach ihr. Ich machte mir Sorgen, dass er vom Lernen abkommen könnte.

Weil die Teilnehmer_innen mittlerweile allesamt Deutsch sprachen, konnte ich mich nun gut mit ihnen unterhalten. Ich übernahm gerne hin und wieder die gesamte Gruppe allein, ohne Tinka.

Lela war aus Afghanistan, die einzige weibliche Kursteilnehmerin in Tinkas Gruppe, sie war auch die Beste. Sie saß neben ihrem Bruder Rahman. Sie war siebzehn, klein und dünn. Lela war verschleiert, aber aus Sicht der Mitschüler sehr freizügig. Sie sagte entschlossen: „Ich möchte Zahnärztin werden.“ Ihr Bruder wollte Bautechniker werden. Alle beneideten Lela für ihren eifrigen Einsatz. Sie war begabt, beantwortete fast jede Frage richtig. Ich hoffte, dass es zwischen Lela und Shahin funken würde. Er nahm sie aber nicht wahr.

Es war nicht zu übersehen, dass Lela patriarchalisch aufgewachsen war, in einer Kultur, in der die Erziehung sich im Allgemeinen nach der Geschlechts- und Altershierarchie richtet. Die genaue Beschaffenheit der sie prägenden Kultur konnte ich aber nun nicht mehr so einfach bewerten.

Ich hatte inzwischen erkannt, dass all diese Lebenswelten individuelle Züge hatten, bei jedem anders wirkten. Ich war immer gegen jede Unterdrückung vonseiten einer Kultur. Ich begrüßte es aber, wenn man ihre Normen freiwillig einhält, und kein Zwang ausgeübt wird: Der Mensch ist frei. Ist er das nicht, nimmt er früher oder später die krassen Kulturgegensätze wahr, sie werden zur Qual. Und je strenger und stärker die kulturellen Werte vermittelt wurden und werden, desto größer wird dieser innere Konflikt. Es spielt gewiss eine große Rolle, wie man vor der Auswanderung in der Heimat gelebt hat. Es ist auch ein Unterschied, ob man aus einer ländlichen Gegend mit traditionellen Werten stammt oder aus Städten, wo modernere Ansichten vorherrschen. Die Mutigsten aber warten nicht ab, sie handeln gleich und werfen schnell die engen Fesseln der Tradition ab.

Lela war mutig. Obwohl sie in der Klasse nur unter jungen Männern war, wehrte sie sich gelegentlich gegen deren kulturelle und traditionelle Regeln und Ansichten. Mit einer gewissen Rücksichtnahme auf die anderen zeigte sie gerne, was sie konnte. Das störte die Buben natürlich und verursachte einen Konkurrenzkampf in der Gruppe, bei dem jeder gewinnen wollte. Jedoch blieb Lela stets die Beste. Rahman war lieb zu ihr, aber oft blass vor Neid auf seine Schwester. Ihre Anwesenheit machte den Unterricht spannend, lebendig. Ich wusste sofort, dass Lelas Selbstvertrauen auch von Tinka erweckt worden war, und sah, dass die Schüler diese Tatsache tolerierten. Da kam mir meine Kollegin Lina in den Sinn, ich fragte mich, warum das alles bei ihr nicht so reibungslos wie bei Tinka funktionierte. Es hing bestimmt nicht vom Alter und der

kulturellen Herkunft der Schüler ab. Lina konnte ihnen als Frau keine Grenzen aufzeigen, die Buben sehnten sich aber danach. Sie verwechselte Zuwendung mit Grenzenlosigkeit.

Lina kam wieder, Shahin war erneut der Alte. Das freute mich. In der letzten Stunde ihres ersten Arbeitstags kam er sogar mit Blumen in die Klasse. Für ihn war sie die Mutter, ältere Schwester und die Weiblichkeit, die er nie gekannt hatte und daher dringend brauchte.

Das Ende des Integrationsprojekts nahte. Wir wussten mittlerweile, dass unser und andere soziale Projekte dank der neuen Regierung nicht mehr oder nicht in dem Ausmaß wie bisher gefördert werden würden. Ich war nicht überrascht, nicht untröstlich. Ich glaubte insgeheim einfach nicht, dass es wirklich dazu kommen würde: Wie sollte man ihnen ansonsten ihre Vorstellungen und Wünsche von einem integrierten Ausländer/einer integrierten Ausländerin erfüllen? Der bedrückende Gedanke an die Trennung von meinen Schüler_innen beschäftigte mich ununterbrochen.

Eines Morgens teilte mir Lina die Ermordung von Shahins Vater durch Extremisten mit. Ich war entsetzt und zugleich überfordert. Das Verbrechen an sich war tragisch, nicht der Tod. In der Klasse erzählten mir die Schüler_innen zudem noch, dass Shahins zweiter Antrag auf Asyl abgelehnt worden sei. Ich konnte nur hoffen, dass er der rauen Realität, ohne große Schäden zu nehmen, entrinnen würde. Damit, mit dieser Hoffnung, obwohl sie mir auch heuchlerisch vorkam, rettete ich mich, um nicht noch mehr zu leiden. Ich war in dem Augenblick bereit, alles, was in meiner Macht stand, für Shahin zu tun, ich war aber selbst hilflos, für so etwas gar nicht gerüstet. Ich suchte lieber einen Weg, um meine Emotionen zu entschärfen, um weiter zu funktionieren. Das Gewissen war jedoch grausam, wie immer überflüssig und hemmend, plagte mich trotzdem in diesem aufgewühlten Zustand. Die Nacht wurde zur Qual.

Am nächsten Morgen war Shahin unter den Kollegen schon kein Thema mehr. Es hieß, es gebe doch Psycholog_innen für solche Fälle. Diese Einstellung half dabei, sich der Verantwortung so schnell wie möglich zu entziehen. Das nutzte uns. Ich merkte aber, wie armselig, gefühllos wir alle waren und dass wir mit unserer Schutzhülle genauso wie Shahin auf Hilfe angewiesen gewesen wären. Ich wusste tatsächlich nicht, wie ich mich verhalten sollte. Sein Anblick war andauernd vor mir. Eigentlich hätte ich einfach nur Gerechtigkeit walten lassen müssen, um meine Psyche zu entlasten. Ich war dazu aber auch nicht fähig, im Grunde feig und kümmerlich.

Mit dem Tod des Vaters und dem abgelehnten Asylantrag war Shahins Welt zusammengefallen. Er kam nie wieder zum Kurs, die Mitschüler meinten, er müsse unbedingt arbeiten. Ich versuchte ihn zu erreichen, es war vergeblich.

Da er nun der einzige Mann in seiner Familie war, fühlte er sich geradewegs gezwungen, sich in jeder Hinsicht um sie zu kümmern. Dieser moralische Druck, die schicksalhafte Lage leiteten ihn dorthin, wo er nie hatte sein wollen. Da er keine Arbeitserlaubnis hatte, blieb ihm nur das Drogengeschäft. Wo sonst hätte er ohne Genehmigung Arbeit gefunden?

Von meiner Kindheit her kannte ich das bedrückende Gefühl der Verantwortung auch sehr gut. In meiner damaligen Kultur, die viele Ähnlichkeiten mit Shahins Kultur hatte, wurden die traditionellen und göttlichen Regeln so stark in die Köpfe der Kinder eingehämmert, dass die

Kleinen sich selbst dabei vergaßen. Schon in den ersten Kindheitsjahren wurden sie in eine altväterliche Schiene gebahnt, in der sie verlorengingen, nicht mehr frei träumen und sie selbst sein konnten. Irgendwann verfestigten sich diese Werte so stark, dass der Geist daran ersticke und sie eigentlich nur noch körperlich vorhanden waren, funktionierten. Ich konnte seinen Zustand gut nachvollziehen.

Als ich Shahin einmal im Stadtpark mit anderen Burschen sah, versteckte er sich schnell vor mir, er glaubte tatsächlich, ich hätte ihn nicht gesehen. Er wirkte verwirrt und zerstört. Wochen später sah ich ihn wieder, diesmal ging ich zu ihm, er war nicht der Shahin, den ich gekannt hatte. Wir wechselten ein paar Worte, er war nicht gesprächig, ich ging weiter. Weil ich mich gern im Stadtpark aufhielt, sahen wir uns dann noch öfter. Mein Mitleid, das für ihn gewiss unaufrichtig wirkte, und die Moral, die durch das Beisein seiner Kameraden automatisch zwischen uns stand, zwangen uns insgeheim dazu, einander zu meiden: Er wusste bereits über mein Urteil Bescheid, auch wenn ich es nicht direkt abgegeben hatte.

Monate vergingen, ich hörte von einem Mitschüler, dass Shahin wegen Drogenhandels im Gefängnis saß. Das war sein Ende, das, wovor ich Angst gehabt hatte. Damit waren all seine Träume endgültig zunichtegemacht. Ich war mittellos, konnte ihm also nicht bei der Unterstützung seiner Familie helfen, mein Mitgefühl brachte ihm nichts. Es war schlimm, dass dieses Ereignis meine Vermutung, die ich doch nie hatte wahrhaben wollen, fast gänzlich oder gänzlich bestätigte: nämlich, dass Bildungsarmut mit geringer bis zu keiner Ausnahme vererbt wird. Und dass Geld unter solchen Umständen immer die Oberhand gewinnt.

In mir tauchte nun wieder eine alte Frage auf. Brauchte man unbedingt diese gekaufte Bildung also doch fürs Leben? Ich konnte noch immer Nein sagen. Durch sie wurde für mich dennoch nur ein menschlicher Maßstab erreicht, um sich von anderen abheben zu können, nichts weiter.

Es war vielleicht auch gut so, dass Shahin nicht mehr gegen diese höhere Gewalt ankämpfen wollte und sie so annahm, wie sie war. Vielleicht war es auch seine Absicht, sich auf diese Weise gegen diese Gewalt und die Ungewissheit seiner letzten Monate zu stellen. Shahins Schicksal hätte das von jedem sein können, dem die Voraussetzungen für einen Neubeginn fehlten. Ich kam 1995 als kurdischer Kriegsflüchtling nach Graz. Ohne unterstützende Politik, ohne die damals gegebenen Möglichkeiten hätte ich wie Shahin enden können.

Kurz nach seiner Festnahme wurde er nach Afghanistan abgeschoben. Er war für mich jetzt geschädigter, gefährdeter als zu der Zeit, als er nach Österreich gekommen war. Hier hatte er Freiheiten genossen, die er in seiner Heimat nicht verfolgen konnte, was wohl oder übel zur Belastung werden würde. Kurz vor seiner Abschiebung sah ich ihn noch einmal. Er meinte, er sei froh, endlich wieder bei seiner Familie sein zu können. Aber wenn plötzlich die freudlosen Gedanken daran auftauchten, wie aussichtslos seine Zukunft dort war, waren sein Vorhaben, sein Wille quälerisch, machten ihn unglücklich. Vor unserem Abschied verlangte er nach meinen Kontaktdaten. Das war das letzte Mal, dass wir uns zu Gesicht bekamen.

Seine letzten Worte hatten mich tief ergriffen, mich in mich selbst versenkt: „Europa ist ein Paradies für uns Menschen mit Sehnsüchten, da gibt es vielleicht eine bessere Zukunft, eine sogenannte Freiheit und andere Dinge, die in vielen östlichen Ländern mit Füßen getreten

werden. Aber kaum hat man sich alle diese Begierden erfüllt, sehnt man sich wieder nach der Heimat und ihrer Kultur, nach Zusammenhalt, Beistand und Familie. Wir lassen uns gern von der Menge verblenden und oft in die Irre führen. Wir vergessen, dass uns Wünsche, die sich nur auf Objekte beziehen, unglücklich machen. Ich bin mir nicht mehr sicher, aus welchem Grund ich nach Österreich gekommen bin. War es wirklich nur der Krieg? Oder die Suche nach Freiheit von den Fesseln der Gesellschaft? Oder Gier oder Suche nach Achtung? Shahin war im Grunde nirgends zufrieden, war es auch hier nicht gewesen. Er war, wie fast jeder Sterbliche, seinen Begierden gefolgt, ohne über die Konsequenzen nachzudenken. Er wollte auch ein Stück von dem Zauberkuchen haben, von dem überall, außer im Westen, gesprochen wurde. Aber dass dieser nirgends und nur in unseren Köpfen so existierte, wusste er nicht.

Lange hörte ich nichts von Shahin, irgendwann rief er mich über eine Telefon-App an, ich erkannte die Nummer nicht. Als ich zurückrief, war er am Apparat. Er sagte, ihm gehe es nicht gut, er könne seine Familie mit den Jobs, die er zeitweise bekäme, nicht über Wasser halten. Er plane, noch einmal nach Europa zu kommen. Ich war sprachlos, wollte laut, so laut, dass er mich wirklich verstehen würde, Nein, Nein und nochmals Nein sagen. Es ging aber hier nicht um mich. Ich wünschte ihm dennoch alles Gute und riet ihm wiederholt, sich für diesen zweiten Versuch nicht noch mehr zu verschulden. Lachend sagte er: „Schlimmer kann es nicht werden.“

Shahins Stimme hörte ich zum letzten Mal am Telefon. Er reagierte nicht mehr auf meine Mails, unter seiner Nummer war er nicht mehr erreichbar. Als ich seine afghanischen Freunde nach Monaten in der Stadt traf, konnten sie mir nichts Genaueres sagen. Sie hätten aber gehört, er sei im Mittelmeer auf der Flucht nach Europa ertrunken. Einer von ihnen meinte hierauf, beschwichtigend: „Es ist aber nicht ganz sicher.“

Innerlich war ich schon längst zerstört. Ich stand ohnehin vor jeder Menge Fragen. Ob man nun tot ist oder am Leben ... was machte es für einen Unterschied, wenn man bereits aus Mangel an Mut, Takt und Mitgefühl im Leben tot war. Für mich gab es augenblicklich keinen. Und erstmals hatte ich das Gefühl, als wäre ich mein ganzes Leben lang kein bisschen schlauer geworden. Und dass ich, trotz aller Einsichten und Weisheiten, noch ganz am Beginn stand, wo ich doch am Ende alles einfach der Hoffnung überließ. Ich empfand mich als eine so armselige Figur, dass ich keinerlei Mitleid mit ihr haben konnte. Wie hätte ich so jemals jemandem wie Shahin behilflich sein können? Diese Frage war ebenso berechtigt wie schnell beantwortet.

Ich hörte auf, als Basisbildner zu arbeiten. Frühere Schüler bekam ich selten zu Gesicht. Wie hätte das auch passieren sollen? War ich unterwegs, schaute ich die Gesichter der Menschen ohnehin nicht mehr genau an. Das Einzige, was ich wusste, war, dass Asadullah mittlerweile in einer italienischen Küche arbeitete. Er hatte immer Koch werden wollen. Lela erblickte ich einmal zufällig in einer vollbesetzten Straßenbahn, als ich mir einen Stehplatz suchte. Sie konnte niemand übersehen. Ohne Schleier, mit ihren schwarzen lockigen Haaren erkannte ich sie anfangs fast nicht. Sie war in Begleitung, ich nahm an, von ein paar Studenten. Sie wirkte in meinen Augen frei.

Geistig hatte ich mich verändert, zu viel war passiert. Ohne mein Wissen hatten sich Freundschaften in mein Herz geschlichen. Die Schüler hatten sich dort heimlich breit gemacht und sich in mir verewigt. Insbesondere Shahin. Immer wenn ich tiefsinnig wurde, war ich nicht

allein, nicht mehr einsam. Und ich genoss es. Sie gaben mir Kraft, bauten mich für jede Herausforderung in der Außenwelt auf. Ich war dann heiter, mutig, unbesiegbar. Nie zuvor hatte ich alle Menschen so wie in diesen Momenten akzeptiert.

Demokratie, Menschenrechte, Gerechtigkeit, Gleichheit beschäftigten mich nicht mehr.

Ich war hier, weil ich mich hier, an diesem Ort, wohlfühlte. Diese Tatsache war jetzt mit keinen materiellen Absichten mehr verknüpft, sondern nur noch mit Freiheit.

All das hatte ich ihnen oder dem Ende eines Lebens zu verdanken.